



**Anne C. Voorhoeve**  
**Lilly unter den Linden**  
**Ravensburger Buchverlag**  
**Ravensburg 2004**  
**ISBN 3-473-35251-9**

Textauszug  
S. 108-116, 168-171, 173-175, 177-180

Textauszug aus „Lilly unter den Linden“ von Anne C. Voorhoeve

Aus Kapitel 11 (S. 108-116):

Meine Mutter hatte sich einen besonders schönen Ort ausgesucht, um mir die Nachricht mitzuteilen: ein Caféschiff im Hamburger Hafen. Sie hatte ihr Haar zu einem weichen Knoten aufgesteckt, trug eine ganz bunte Bluse zur Jeans und sah so jung und wunderschön aus, dass einige Jugendliche am Nachbartisch ständig zu uns hinüberstarrten. Ich platzte fast vor Stolz, zumal wir beide ganz alleine, ohne Pascal, ausgingen was seit seinem Auftauchen in unserem Leben nur noch selten vorkam. Die Kellnerin brachte zwei große Eisbecher. Nichts in der Welt hätte mich auf das vorbereiten können, was Mami mir zu sagen hatte.

»Lilly«, begann sie nach einer Weile unvermittelt, »ich bin wirklich sehr, sehr froh, dass ich dich habe. Vielleicht weißt du das gar nicht, weil ich es nicht oft genug gesagt habe, aber ... dass du da bist, das gibt mir ganz, ganz viel Kraft. Wenn ich dich ansehe, dann weiß ich einfach, dass ich praktisch alles schaffen kann ...«

Ich sah sie verdutzt an. »Was denn?«, fragte ich.

»Zum Beispiel«, antwortete Mami und holte tief Luft, »zum Beispiel wüsste ich, dass ich, wenn ich für längere Zeit ins Krankenhaus müsste, mich ganz auf dich verlassen könnte.«

Ich legte meinen Löffel hin. Ich hatte plötzlich einen ganz trockenen Mund, trotz des Eisbechers. »Ins Krankenhaus?«, fragte ich erschrocken.

»Ja«, sagte Mami mit fester Stimme. »Wie es aussieht, muss ich mich operieren lassen. Aber mach dir keine Sorgen, es geht bestimmt gut, und Pascal nimmt sich Urlaub und passt auf euch beide auf.«

»Wann denn?«, flüsterte ich.

»Schon bald«, flüsterte Mami. »Schon nächste Woche.«

Meine Augen füllten sich mit Tränen. »Für länger?«

Mami malte mit dem Finger auf das Tischtuch. Sie sah mich nicht an. »Ich glaube schon. Die Nachbehandlung ist ziemlich anstrengend. Sie empfehlen, dass man solange in der Klinik bleibt. Aber ich habe beschlossen, es zu genießen! Ich werde mich ein paar Wochen richtig verwöhnen lassen!«

Als sie lächelnd aufblickte und mich ansah, wusste ich, dass sie schreckliche Angst hatte.

»Was ist denn das für eine Krankheit?«, fragte ich leise.

Ich kannte nur zwei wirklich schlimme Krankheiten, Krebs und Aids und auch diese nur dem Namen nach. »Es ist ein kleiner Tumor in der Brust«, antwortete Mami.

»Aber doch kein Krebs, oder?«, fragte ich mit einem kleinen erschrockenen Lachen.

»Was weißt du denn darüber?«, fragte sie zurück.

Also doch. In meinen Ohren begann es zu summen, meine Fingerspitzen wurden augenblicklich eiskalt. »Dass heute die meisten Leute wieder gesund werden«, hörte ich mich sagen. »Kam neulich erst im Fernsehen.«

»So?« Ich hatte nichts dergleichen im Fernsehen gesehen, aber Mami sah plötzlich sehr viel fröhlicher aus. »Das haben sie mir auch gesagt. Es wird alles gut, Lilly, bestimmt, du wirst schon sehen ...«

Es wird alles gut, es wird alles gut. Auf Mamis damaligem Platz saß an diesem Tag eine dicke Frau vor einer Apfeltorte, und ich blickte quer durch den Raum zu ihr hinüber und versuchte mir unablässig einzureden: Es wird alles gut ...

»Warst du schon mal hier?«, fragte Frau Gubler und blickte mich lächelnd über die Speisekarte hinweg an. Es war wieder Mittwoch, und wieder hatte sie sich etwas Besonderes einfallen lassen.

»Ja, mit meiner Mutter«, antwortete ich und fügte mit voller Absicht hinzu: »Als sie mir gesagt hat, dass sie Krebs hat.«

Frau Gubler verschlug es einen Moment die Sprache. Sie tat mir beinahe Leid, denn wie hätte sie auch wissen sollen, dass dieses Caféschiff einer der schrecklichsten Orte der Welt für mich war? »Ich empfehle dir den Schwarzwaldbecher«, sagte sie tapfer. »Den nehme ich auch immer.«

Ich schaute in die Karte und tat, als ob die Buchstaben einen Sinn für mich ergäben. In Wirklichkeit blieb ich immer wieder an der obersten Zeile hängen, Kännchen Kaffee, Kännchen Kaffee, Kännchen Kaffee. »Ist das nicht langweilig – immer derselbe Becher?«, fragte ich mit Kratzstimme.

»Es gibt bewährte Dinge, an denen man einfach festhalten sollte!«, erklärte Frau Gubler.

»Erfahrungen, die man an andere weitergeben kann ...«

Aber nicht an mich, dachte ich. Als die Kellnerin an unseren Fenstertisch kam und Frau Gubler einen Schwarzwaldbecher und zwei Kakao bestellt hatte, klappte ich die Karte zu und sagte: »Einen Bienenstich!«, und zwar mit Blick auf Frau Gubler, damit kein Zweifel darüber aufkam, dass sie ihre Erfahrungen besser für sich behielt.

»Nun erzähl doch mal«, forderte sie mich auf, als hätte sie nichts begriffen. »Was macht die Schule?«

Ich sah an ihr vorbei aus dem Fenster.

»Du fühlst dich da nicht besonders wohl, hab ich Recht?«, schmeichelte sie. »Das würde mir vielleicht auch so gehen, allein unter Frauen ...« Sie beugte sich vor. »Ich habe mir Gedanken gemacht, Lilly. Bald sind Weihnachtsferien. Da willst du doch nicht allein im Internat bleiben.«

Irgendwo in mir begannen Alarmglocken zu schrillen, ohne dass ich hätte sagen können, warum. Ich wusste, dass Frau Gubler mit der Direktorin meiner Schule gesprochen hatte, dass es dabei auch um meine nächtlichen Spaziergänge gegangen war. Ich hatte erwartet, dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden, und es machte mich ein wenig nervös, dass noch nichts dergleichen geschehen war. Der Ausflug auf das Schiff, das Gerede von Weihnachten ... irgendwie brachte ich das alles nicht zusammen.

»Wir hätten kurzfristig die Möglichkeit, dich unterzubringen«, sagte Frau Gubler verheißungsvoll. »Wenn du das willst.«

»Wie denn unterbringen?«, fragte ich verwirrt.

»In einer Familie.«

Plötzlich lagen Fotos auf dem Tisch.

»Das sind die Bertrams«, sagte Frau Gubler. »Jens und Margit und ihre beiden Söhne. Die sind etwas älter als du und auch Pflegekinder. Eine ganz liebe Familie ist das. Einen Hund haben sie auch, siehst du?«

»Pflegekinder?«, wiederholte ich ratlos.

»Ja. Das ist eine Pflegefamilie, Lilly. Ich habe ihnen von dir erzählt, und sie würden dich sehr gern kennen lernen.«

Der Schock brachte mir meine Sprache zurück. »Ich habe schon eine Familie!«

»Deine Tante, ich weiß.« Ein erster Anflug von Gereiztheit lag in Frau Gublers Stimme. »Das war schön, dass sie zur Beerdigung kommen konnte. Wer weiß, vielleicht darfst du sie ja auch mal besuchen. Die Bertrams hätten auf jeden Fall nichts dagegen.«

»Die Bertrams? Moment mal!«, rief ich.

Aber Frau Gubler sprach unbeirrt weiter: »Das hier wäre fürs Leben, Lilly. Eine Familie, zu der du wirklich gehörst, die für dich da ist, die dich lieb gewinnt.«

Ein Arm griff an mir vorbei und stellte etwas auf den Tisch. Frau Gubler saß plötzlich hinter einem großen Eisbecher. »Ohne Menschen, die einen lieben, kann niemand leben. Du auch nicht, Lilly.«

»Ich hab doch jemanden«, brachte ich heraus.

»Aber nicht hier«, entgegnete Frau Gubler wie aus der Pistole geschossen.

»Und wenn ich rübergehe?«

Nun war es heraus, mein Geheimnis. Ich hielt den Atem an. Frau Gubler lehnte sich ungeduldig zurück.

»Lass uns vernünftig miteinander reden, ja?«, sagte sie ärgerlich. »Deine Verwandten leben im Osten! Du kannst ihnen schreiben, Päckchen haben sie auch immer gerne, selbst ein Besuch ist sicher mal drin. Wenn es Frankreich wäre – kein Problem! Aber die DDR? Lilly, das ist die dichteste Grenze in ganz Europa. Und selbst wenn ...«

»Wenn was?«, hakte ich sofort nach, obwohl ich wie gelähmt war.

»Nun ja«, überlegte Frau Gubler. »Ich kenne keinen solchen Fall, aber selbst wenn über die konsularische Ebene etwas zu machen wäre, bliebe da immer noch die Frage der Schule, oder der Lebensverhältnisse deiner Tante. Die sind doch mit unseren gar nicht zu vergleichen. Man müsste vor Ort erst einmal prüfen, ob das überhaupt akzeptable Bedingungen sind.«

»Und diese ... diese konsularische Sache?«, drängte ich. »Wie lange würde das dauern?«

»Drei Monate«, vermutete sie. »Ein halbes Jahr. Vielleicht wesentlich länger. So lange wirst du sicher nicht warten wollen!«

Meine Verzweiflung war mir wohl sehr deutlich anzusehen, denn Frau Gublers Gesicht wurde weich, sie beugte sich über den Tisch und griff nach meiner Hand. »Die Bertrams hätten ein wunderschönes Zimmer für dich! Und das Beste weißt du noch gar nicht. Sie wohnen in Eppendorf, du könntest wieder in deine alte Schule gehen! Na, was sagst du jetzt?«

Ich war völlig benommen. Das konnte nur ein Albtraum sein. Wenn ich den Atem anhielt, wachte ich vielleicht endlich auf ...

Frau Gubler ließ meine Hand wieder los. »Ich würde dich gern am Dreiundzwanzigsten abholen.«

»Am Dreiundzwanzigsten?«, wiederholte ich schwach. »Das ist ja ... schon übermorgen!«

Frau Gubler nickte aufmunternd.

Meine Antwort bestand in der wohl folgenreichsten Notlüge meines ganzen Lebens. »Aber das geht doch gar nicht«, sagte ich mit letzter Kraft und wunderte mich, wie fest meine Stimme dabei klang. »Das ist doch Pascals Geburtstag. Da feiern wir zusammen, das ist schon lange ausgemacht.«

Frau Gublers Gesicht wurde unwillkürlich ein wenig länger;

sie sah wohl ein, dass sie mir das letzte verbliebene Familienmitglied nicht auch noch nehmen konnte. »Na gut«, fügte sie sich widerwillig. »Dann am Vierundzwanzigsten – aber vormittags! Ich fahre nämlich Heiligabend auch zu meiner Familie«, verriet sie lächelnd.

»Nach Lübeck!«

Wie wir den Rest dieses alpträumerhaften Nachmittags verbrachten und wie ich vom Schiff in die Telefonzelle kam, kann ich nicht sagen. Pascal behauptet, diese sei von meinen Tränen so beschlagen gewesen, dass die Vorübergehenden einen großen Bogen darum machten, weil sie offenbar chemische Experimente, Drogenexzesse oder Streiche mit versteckter Kamera befürchteten. Ich selbst saß unter dem Notrufaufkleber und konnte vor lauter Tränen gar nicht erkennen, wer da plötzlich die Tür aufriss und mich in den Arm nahm.

Dann saßen wir in der kleinen düsteren WG-Küche und mit Pascals liebevollem Mitgefühl war es vorbei. »Das kommt überhaupt nicht in Frage, dass du da rübergehst!«, blaffte er mich an. »Deine Mutter rotiert im Grabe!«

»Meinst du denn, Mami war hier froh?«, schluchzte ich. »Allein war sie! Wenn sie zu Hause geblieben wäre, hätte Lena an ihrem Bett gesessen, als sie starb.«

»Zu Hause!«, wiederholte Pascal gekränkt. »Aha. Das da drüben ist also schon zu Hause?« Jan und Marc, die mir aus Pascals Erzählungen als »die Jungs« bereits bestens bekannt waren, versuchten zwischen uns zu vermitteln. Marc, der Ältere, war Redakteur bei einer Kinozeitschrift und hatte so dicke Brillengläser, dass seine Augen dahinter beinahe auf Druckknopfgröße zusammenschrumpften. Der andere, Jan, moderierte eine Radiosendung, für

die er jeden Morgen um vier Uhr aufstehen und im Bad seltsame Stimmübungen machen musste, die Pascal anfangs zu der Annahme verleitet hatten, er habe schwerste Verdauungsprobleme. »Ein Kind gehört zu seiner Familie«, meinte Marc und sah mich aus seinen Druckknopf Augen mitfühlend an.

»Prima, jetzt bestärkst du sie auch noch!«, schimpfte Pascal. »Es sind eine Menge Opfer dafür gebracht worden, dass Lillys Mutter hier in Freiheit leben konnte!«

»Freiheit?«, erwiderte Marc. »Lilly darf ihr Land nicht verlassen. Also, Freiheit ist das nicht.«

»Sie ist doch noch ein Kind, Mensch!«, rief Pascal aufgebracht. »Außerdem gibt es ...«, er senkte die Stimme, »... Hintergründe! Ich bin mir gar nicht sicher, dass Lenas Familie sie überhaupt aufnehmen würde ...«

Ich hörte auf zu heulen »Was?«, fragte ich ungläubig. »Du glaubst, Lena will mich nicht haben?«

Einen Moment war es ganz still. Ich bildete mir ein, dass Pascal ein klein wenig den Kopf einzog.

»Doch, doch, bestimmt«, versicherte er dann eilig. »Aber sieh mal, sie ist doch nicht alleine. Wer weiß, was der Mann und die Kinder ...«

»Was hast du eigentlich vorhin mit Opfer gemeint?«, unterbrach ich ihn.

Wir starrten uns an. Dann senkte Pascal den Blick und ich spürte mit einem Mal wieder dieses seltsame Gefühl der Angst in mir, wie damals, als ich Lenas Briefe gefunden hatte.

»Fahr doch erst mal in den Ferien hin!«, schlug Jan vor.

»Und jede Nacht um zwölf macht sie den kleinen Grenzverkehr oder was?«

»Nein, braucht sie nicht. Wenn sie eine persönliche Einladung von einem DDR-Bürger hat, kann sie länger bleiben.«

»Siehst du, Lilly!« Pascals Gesicht hellte sich auf. »Das wäre doch was.«

»Das kann aber dauern«, wandte Jan ein. »Weihnachten wird das nichts mehr. Sie kann höchstens noch mit einem Tagesvisum über Berlin fahren und einfach dableiben. Wenn sie drin ist, ist sie drin.«

»Jetzt hör aber auf«, sagte Pascal ärgerlich.

»Du fährst sie rüber, setzt sie in den Zug nach Jena und kommst wieder zurück. Wo ist das Problem?«

»Wer, ich?« Pascal warf den Arm vor die Brust wie in einer antiken Tragödie. »Moment mal, das ist Kindesentführung!«

»Bis die auf dich kommen«, sagte Marc, »bist du längst in Acapulco.«

Pascal sprach aus tiefster Seele: »Nee. Nee, Leute. Ohne mich.«

Ich stand einfach auf und ging. Bevor die Wohnungstür hinter mir zuschlug, hörte ich einen der Jungs sagen: »Du willst sie wirklich hängen lassen?«

Im Haus?ur rannte Pascal hinter mir her. Er nahm zwei Treppenstufen auf einmal und hielt mich am Ärmel fest. »Lilly, jetzt warte doch mal.«

Ich riss mich los. »Du hast gesagt, wenn ich Hilfe brauche, bist du für mich da!«, schrie ich ihn an. »Aber erst Mami im Stich lassen und jetzt mich, das ist alles, was du kannst!«

Noch bevor ich die letzte Silbe ausgesprochen hatte, tat es mir auch schon Leid; Pascal sah mich so schmerzerfüllt an, dass ich von neuem in Tränen ausbrach. Als die Tür zu?el, stand er immer noch da, völlig bewegungslos. Hinter dem Küchenfenster im ersten Stock hielt mir Jan den erhobenen Daumen entgegen, aber ich guckte gar nicht hin.

Auszug aus Kapitel 16:

S. 168-171:

Mein Cousin hatte zu Weihnachten ein Fahrrad geschenkt bekommen und brannte darauf, es auszuprobieren. Gleichzeitig, so setzte er uns wortreich auseinander, könne er sich nützlich

machen und mir die Gegend zeigen. Er schlug vor, dass wir die Fahrräder mit der Straßenbahn an einen Ort namens Ziegenhain transportierten, zu einem Fuchsturm hinauffahren und von dort das Panorama genießen. Anschließend könne man ein langes Stück bergab fahren und ausprobieren, ob das Fahrrad der Marke Diamant auch hielt, was die Hersteller versprochen. Till regte an, dass Lena uns »Stullen« und eine Thermosflasche mit heißem Tee mitgab, damit wir uns unterwegs stärken konnten. Diese Rede und die Schilderung all der Sehenswürdigkeiten und Erlebnisse, die mich unterwegs erwarteten, nahm ungefähr zehn Minuten in Anspruch. Meine Tante und mein Onkel sahen leicht erschöpft aus, als ihr Sohn endlich zum Ende kam.

»Was meinst du, Lilly?«, fragte Lena. »Hättest du dazu Lust?«

»Klar«, sagte ich.

Die Abfahrt verzögerte sich, weil es Till nicht gelang, die Fahnenstange des »FC Carl Zeiss Jena«-Wimpels von seinem alten Kinderfahrrad an dem neuen Gepäckträger zu befestigen. Schließlich half Lena mit etwas Blumendraht nach und wir konnten losfahren. »Sag laut und deutlich Bescheid, wenn du wieder nach Hause willst«, schärfte Lena mir ein. »Tills Ausdauer kann für andere Menschen mitunter recht anstrengend sein.«

Till hörte zu und nickte.

»Darf ich denn überall hin?«, fragte ich. »Was ist, wenn jemand erkennt, dass ich nicht von hier bin?«

»Das mit deinem Visum ist geregelt«, erwiderte Lena. »Nach Weihnachten fährt Rolf mit dir zur Meldestelle, da bekommst du es nachträglich ausgestellt.«

»So einfach ist das?« Ich strahlte und fiel ihr um den Hals.

Lena strich mir über den Rücken. »Ganz so einfach ist es nicht«, sagte sie gedehnt. »Aber wenigstens kannst du hier keinen Ärger mehr bekommen.«

Das klang doch alles wunderbar! Dennoch hatte ich das komische Gefühl, dass Lena ein wenig bedrückt wirkte, als sie uns nachwinkte.

Till legte sich sehr ins Zeug, um mir die angekündigten Sehenswürdigkeiten nahe zu bringen, an denen wir auf unserem Weg zur Straßenbahn vorbeikamen (»Hier ist die Laterne, an der Papa unseren Wartburg eingebaut hat.«). Ich staunte über die Altstadthäuser mit ihrem bröckelnden Putz und ihren kleinen verschnörkelten Balkons, über die Gaslaternen aus Weltkriegszeiten. Ganze Häuserzeilen waren mangels Baumaterial und Farbe dem langsamen Verfall preisgegeben, an anderen Stellen klafften Löcher mitten auf der Straße, um die die Autos sorgsam herumfahren. Manches erinnerte mich an die ärmeren Stadtviertel in Hamburg – mit dem großen Unterschied, dass es hier trotz allem sauber und ordentlich aussah, dass die Bewohner dieser Häuser dem Verfall offenbar nicht gleichgültig gegenüberstanden, sondern ihre Umgebung zu erhalten versuchten, so gut es eben ging. So manche Haustür war mit immergrünen Zweigen weihnachtlich geschmückt, in vielen Fenstern standen Schwibbögen, die Leute, die uns entgegenkamen, erwiderten zwar erstaunt, aber freundlich meinen Gruß. Überall rauchten munter die Schornsteine und ich stellte mir hinter jeder Hauswand gemütliche kleine Wohnstuben vor. Ich fühlte mich, als ob ich in einem Märchenbuch spazieren ginge. Ein Hauch von Verheißung lag in der Luft, als lägen der Zauberspruch, die Verwandlung, die Zukunft noch vor uns. Für mich, die ich damals ohnehin zwischen den Welten lebte – irgendwo zwischen der Erinnerung an meine Mutter und den verschwommenen Vorstellungen von der Zeit nach ihr –, war es, als hätte ich den Ort gefunden, an dem alles wieder zueinander zu passen schien. Ich fuhr durch die Altstadt wie in einem Rausch. Ich war zu Hause – endlich!

Im Zentrum, wo sich neuere schmucklose Nutzbauten aneinander reihten, fielen mir wieder die sonderbaren Schilder auf, von denen ich bereits am Bahnhof eines gesehen hatte. In dicken Lettern trugen sie Aufschriften wie: Dein Arbeitsplatz – dein Kampfplatz für den Frieden!, oder: Wer fleißig lernt, erreicht auch viel: Der Sozialismus ist das Ziel!

»Was soll denn das?«, fragte ich Till. »Wer hängt denn hier alle diese Sprüche auf?«

»Na, die Partei.«

»Und warum?«

Er zuckte mit den Achseln. »Mama sagt, sie will uns auf Schritt und Tritt begleiten.«

Ich blieb vor einem Plakat stehen und las vor: »Wer den Frieden will erhalten, muss kämpfen gegen im-pe-ri-a-listische Gewalten. – Verstehst du das?«

»Klar«, sagte Till frohgemut. »Die Imperialisten seid ihr.«

Das schwierige Wort kam ihm völlig problemlos über die Lippen. Ich fiel aus allen Wolken.

»Wir? Aber was heißt denn das überhaupt?«

Tills Gesicht wurde lang. »So weit sind wir in der Schule noch nicht gekommen«, gab er widerwillig zu, um gleich darauf mit heller Stimme auszurufen: »Da kommt die Elektrische!«

Ich sah mich alarmiert um. Ein durchdringendes Quietschen und Schleifen näherte sich von der nächsten Straßenecke her, als wären bereits Kettenfahrzeuge losgeschickt worden, um Witterung von mir aufzunehmen. Sekunden später entpuppte sich die »Elektrische« als eine winzige gelbe Straßenbahn, die wie eine Leihgabe von einem Kinderkarussell aussah, und schepperte mit einem Höllenlärm auf uns zu.

»Da sollen wir mit den Rädern reinpassen?«, fragte ich ungläubig und manövrierte mein Fahrrad, das ich fluchtbereit herumgerissen hatte, etwas verschämt wieder zurück.

»Also, du kannst Fragen stellen«, sagte Till kopfschüttelnd.

Die »Elektrische« war sogar noch billiger als eine Fahrt auf dem Kinderkarussell. Sie kostete ganze 10 Pfennig für jeden von uns, Fahrrad inklusive, und fuhr uns dafür einige Kilometer aus der Stadt heraus in die malerisch gelegenen Vororte. Genießen konnte ich die Fahrt allerdings nicht. Ich fragte mich, wie ich mich verhalten sollte. Ich hatte nicht geahnt, dass sie hier tatsächlich Plakate gegen uns aufhängten! Wenn mich nicht alles täuschte, riefen sie darin sogar zum Kampf gegen uns auf! Verstohlen sah ich mich in der Straßenbahn um. Die Passagiere sahen allesamt ziemlich harmlos aus, aber was würde geschehen, wenn sie entdeckten, wer hier mitten unter ihnen saß? Würde ich überhaupt noch dazu kommen, herauszuschreien, dass auch wir im Westen nichts anderes wollten als den Frieden? Visum hin oder her, ich war richtig froh, als wir am Ziel ankamen, aussteigen und uns auf unsere Räder schwingen konnten. Ich trampelte wie verrückt, um von der Haltestelle wegzukommen.

S. 173-175:

Oben war es zugig und kalt, einige Krähen flogen ärgerlich vor uns davon, aber Till hatte nicht zu viel versprochen: Uns bot sich ein weiter Blick über die Stadt und ihre waldreichen Hügel und Täler. Die Fenster des Universitätshochhauses, das in Mamis Jugend erbaut worden war und wie ein riesiger runder Heizlüfter über der Stadt aufragte, blitzten in der Sonne. Darum herum gruppierten sich die Häuser der Innenstadt, die gemütlich ihre kleinen Rauchwolken gen Himmel pafften. Till hatte ein Fernglas mitgebracht und half mir geduldig, unser Stadtviertel zu finden, seine Schule, Onkel Rolfs Verlagshaus, die Buchhandlung, in der Lena arbeitete ...

»Wieso Buchhandlung?« Ich ließ das Fernglas sinken. »Ich dachte, sie sei Lehrerin?«

Till sah mich erstaunt an. »Durfte sie doch nicht mehr. Weißt du das nicht?«

Ich schüttelte den Kopf. Till zögerte. »Sie hat halt nicht gut genug auf ihre kleine Schwester aufgepasst«, sagte er dann.

Es dauerte einige Sekunden, bis ich begriff, worauf er anspielte. Und selbst dann konnte ich es kaum glauben. »Wegen Mami? Das kann doch nicht sein! Weil Mami abgehauen ist? Aber dafür konnte Lena doch nichts!«

Ich muss ihn ganz entsetzt angestarrt haben, denn Till wurde vorsichtig. Man konnte sehen, dass es ihm Leid tat, das Thema überhaupt angeschnitten zu haben. »Sie hätte es halt melden müssen«, erklärte er widerstrebend. »Komisch, dass du das nicht wusstest.«

Mein Kopf war auf einmal wie leer gefegt. Ich registrierte, dass ich immer noch mit Till auf dem Turm stand, das Fernglas in der Hand, dieselbe friedliche Winterlandschaft vor Augen

wie noch vor zwei Minuten. Aber auf einmal waren auch die Grenzzäune wieder da, der Spiegel unter dem Auto und die ausgesperrten U-Bahnen unter den Straßen von Berlin. »Hör mal, das ist lange her«, versuchte Till zu beschwichtigen. »Mach dir nichts daraus. Mama ist jetzt den ganzen Tag mit Büchern zusammen. Für meine Eltern gibt es nichts Schöneres! Katrin sagt, es ist ein Wunder, dass es uns überhaupt gibt, weil sie im Bett immer nur lesen.«

Ich gab ihm das Fernglas zurück. Till sah mich unsicher an.

»Wollen wir jetzt bergab fahren?«, fragte er zaghaft. Er merkte wohl, dass meine Freude an dem Ausflug ein jähes Ende genommen hatte.

Ich gab mir einen Ruck. »Klar, warum nicht. Machen wir ein Rennen?«

»Ja!«, jubelte Till und rannte schon vor mir die steilen Treppenstufen herunter.

S.177-180:

Oben in der Wohnung wusch ich mir die Blutspuren ab, die die Abfahrt vom Fuchsturm auf meinem Gesicht hinterlassen hatte. Aus Katrins Zimmer tönte Gitarrenspiel. Sie trommelte für meine Begriffe ziemlich unmelodisch auf dem Instrument herum; es schien weniger um Musik als um Lärm zu gehen. Ich hatte keine Ahnung, dass sie an diesem Vormittag eine ernste Unterredung mit ihren Eltern gehabt hatte, bei der es – wie konnte es anders sein – um mich gegangen war. Wie man sich denken kann, hatten sie sich nicht gerade einvernehmlich getrennt. Umso trotziger und wütender schlug Katrin auf der Gitarre herum, und umso herzlicher war der Empfang, den sie mir bot, als ich kühn das Zimmer betrat, um etwas aus meinem Rucksack zu holen. »Was ist, was willst du hier?«, herrschte sie mich an.

»Na, ich hab doch meine Sachen ...«, begann ich, aber weiter kam ich nicht. Katrin warf ihre Gitarre aufs Bett und pflanzte sich vor mir auf. »Ich will dir mal was sagen. Du schläfst zwar auf meiner Couch, aber das heißt nicht, dass du hier nach Herzenslust herumturnen kannst! Das ist immer noch mein Zimmer!«

»Aber Katrin«, wandte ich hilflos ein.

»Aber Katrin!«, äffte sie mich böse nach. »Nimm deinen Kram und dann raus hier. Und so machen wir das jetzt jeden Morgen. Wäre doch gelacht, wenn wir die paar Tage nicht auch noch überstehen.«

In der Tür gab es ein kleines Geräusch. Till stand an den Rahmen gelehnt und hörte mit grimmigem Gesicht zu. »Wieso ... paar Tage?«, wiederholte ich.

»Bis sie dich wieder nach Hause schicken. Du glaubst doch nicht im Ernst, dass du hier bleiben kannst«, sagte meine Cousine kalt.

Ich raffte meinen Rucksack zusammen, verließ ohne ein Wort das Zimmer und knallte sogar die Tür hinter mir zu.

»Jetzt reicht es mir«, sagte ich zu Till, aber ich konnte nicht verhindern, dass meine Stimme verdächtig zitterte und dass mir Zornestränen in die Augen schossen, während ich mich daran machte, meine Sachen ins Wohnzimmer zu schleppen. Lieber wollte ich mich unter dem Esstisch zusammenrollen als noch ein einziges Mal Katrins Drachenhöhle betreten! Und wenn sie mich auf Knien bitten sollte ...!

Die Wohnungstür ging auf und Lena und Onkel Rolf betraten gut gelaunt ihr friedliches Heim. »Nanu, Lilly, wo willst du denn hin?«, fragte Lena verblüfft, als sie mich mit dem Rucksack sah.

Till holte tief Luft. »Katrin sagt, Lilly darf tagsüber nicht in ihr Zimmer!«, teilte er ihr aufgeregt mit. »Sie muss jeden Morgen ihre Sachen mit nach draußen nehmen!«

Lenas Augen verengten sich zu schmalen Schlitzern. Ihr Mund wurde ein einziger dünner Strich. Ich hätte nie für möglich gehalten, dass meine herzensgute Lena so böseartig dreinblicken konnte, und ging unwillkürlich einen Schritt zurück, aber die zu erwartende Explosion galt natürlich nicht mir. Lena drehte sich auf dem Absatz um und marschierte in

Katrins Zimmer. Das Letzte, was wir hörten, bevor sie die Tür hinter sich zuknallte, waren ihre Worte: »Das wollen wir doch erst mal sehen.«

Till und Onkel Rolf sahen sich an. »Au Backe«, murmelte Till erwartungsvoll.

Wir standen im Flur, ich immer noch mit meinem halb offenen Rucksack in den Händen. Ich fühlte mich ziemlich mies. Seit ich vor nicht einmal vierundzwanzig Stunden ostdeutschen Boden betreten hatte, hatten meine Verwandten die Polizei im Haus gehabt und sich mit der Staatssicherheit auseinander setzen müssen, hatten Lena mit Rolf, beide mit Katrin und Katrin mit mir gestritten, ein Weihnachtessen war kalt geworden und ich hatte nicht mitgezählt, wie viele Türen seitdem geknallt worden waren.

Hinter der Tür hörte man Katrin schreien: »Sag mal, spinnst du? Lass meine Sachen in Ruhe!«

Lena war anscheinend geradewegs auf Katrins Kleiderschrank zugeschossen und hatte damit begonnen, einen Teil der Fächer für mich freizuräumen. »Kannst du mir verraten, was wir deiner Meinung nach tun sollen?«, donnerte sie zurück.

»Schickt sie nach Hause!«, brüllte meine Cousine.

»Und wo, glaubst du, ist ihr Zuhause?«

»Was geht mich das an? Soll sie sich bei ihrer Mutter bedanken, die ist schließlich abgehauen. Oder ihr Vater – was braucht der auf einen Berg zu klettern? Die haben sich auch keine Gedanken um andere gemacht. Warum soll ich das jetzt?« Man hörte Schläge gegen die Schranktür, als Katrin sich auf ihre Mutter stürzte und versuchte, ihr die Kleiderstapel zu entreißen.

»Du machst mir Angst, Katrin«, hörte ich Lena sagen. »Manchmal habe ich das Gefühl, ich kenne dich überhaupt nicht.«

Und dann geschah etwas Rätselhaftes. Katrin erwiderte mit einer Stimme, die vor Bitterkeit ganz tief war: »Kann ich gut verstehen. Ich würde mein Kind vielleicht auch nicht lieben, wenn ich die ersten drei Jahre ausgelöscht hätte.«

Bei diesen Worten schien ein Ruck, geradezu ein Blitz meinen Onkel zu durchfahren. Er schoss auf mich zu und nahm mir meine Gepäckstücke aus der Hand. »Wie wäre es mit einem schönen heißen Kakao?«, fragte er in ungewohnter Lautstärke. »Von unserem Weihnachtskuchen ist auch noch genug da.«

Ich stand wie erstarrt. »Weißt du eigentlich, wie ich um dich gekämpft habe?«, drang Lenas erregte Stimme durch die Tür. Sie hörte sich an, als ob sie Katrin dabei schüttelte. »Wie ich getreten und gekratzt und das ganze Haus zusammengeschrien habe ...«

Onkel Rolf nahm Till und mich am Arm und führte uns kurzerhand in die Küche, wo er die Tür fest hinter uns schloss. »Was hast du denn da im Gesicht?«, fragte er und berührte den Kratzer an meiner Wange. »Möchtest du ein P?aster?«

»Nein, danke«, sagte ich mit piepsiger Stimme. »Ist nicht so schlimm.«

Aber Onkel Rolf suchte mit großem Getöse in den Schubladen herum, förderte schließlich ein Verbandskästchen zu Tage und klebte mir ein P?aster ins Gesicht.

»Das sieht aber nicht gut aus, Papa«, wandte Till ein.

Die Tür ging auf und Lena kam herein. Sie war kreidebleich, aber sprach mit ganz normaler Stimme, während sie mich wieder in Katrins Zimmer zurückführte. »So, Lilly«, sagte sie, »wir zwei räumen jetzt deine Sachen hier in den Schrank. Das bekommt ihnen viel besser, als wenn sie im Rucksack vor sich hin muffeln.«

Ich sah ihr zu, wie sie meinen Rucksack ausräumte und wie ihre Hände dabei zitterten. Ich hätte gern geweint, obwohl ich gar nicht wusste, warum. Von Katrin war nichts zu sehen. Als Till mir von der Tür aus ein Zeichen gab, ging ich mit ihm in die Küche zurück. Ich glaube, Lena merkte gar nichts davon.

Vom Küchenfenster aus sahen wir, wie Katrin einen kleinen Koffer und ihre Gitarre über den Hof ins Gartenhaus schleppte. »Sie zieht mal wieder aus«, erklärte Till. »Spätestens zum Abendessen ist sie wieder da.«

Aber Katrin war weder zum Abendessen zurück noch später, als wir alle zu Bett gingen. Sie verbrachte die ganze Nacht in dem kalten, dunklen Gartenhaus und auch beim Frühstück sah es nicht so aus, als hätte sie die Absicht, wieder nach Hause zu kommen.